

Siegen 1846.
 Vierter Jahrgang.
 Erscheint
 wöchentlich Ein Mal.

Deutsches Bürgerblatt.

Preis
 Ein Thaler jährlich bei
 der Expedition.
 Bei allen Postanstalten und im
 Buchhandel Nkr. 1 1/2.

Dienstag

Verantwortlicher Herausgeber: Wilhelm Friedrich.

22. September.

Inhalt.

Das Zunftwesen. II. Von der Art und Einrichtung der Zünfte (Fortsetzung).
 Zur Unterhaltung und Literatur: Labo der Heide (Fortsetzung). —
 Fräulein von Saint-Saureur (Fortsetzung). — Siegener Sängersfest.
 — Das erste Siegener Sängersfest noch einmal. — Bunter.
 Bekanntmachungen und Anzeigen. Geld-Kours.

Das Zunftwesen.

II.

Von der Art und Einrichtung der Zünfte.
 (Fortsetzung.)

Alle Gesellenverbindungen, die auf den Herbergen verkehrten, hatten zunächst den Zweck, franke und alte Gesellen zu unterstützen und den Herbergsvater zu bezahlen. Der Altgesell leitete in hergebrachter Form diese Zusammenkünfte und sammelte die ausgeschriebenen Beiträge allein oder mit Hülfe der Junggesellen. Die Theilnehmer solcher Verbindungen trugen oft ein eigenes Gesellenzeichen, eine Art Ohrring. — Man machte dort auch wohl Streitigkeiten aus und war zuweilen selbst berechtigt, Strafen von 1 1/4 — 15 Sgr. festzusetzen; aber eben diese letztere Berechtigung führte zu an sich lächerlichen Gebräuchen, die nur darauf hinausliefen, von solchen, die wohlhabend und dabei der üblichen Formalitäten nicht vollkommen Meister waren, Bußgelder zu Fortsetzung des Saufgelages zu erpressen. Es sei uns erlaubt, hierüber, zu größerer Anschaulichkeit des Verfahrens, mehr in das Einzelne zu gehen.

Waren die Gesellen, z. B. die Bäcker, zur Auflage versammelt, so kam der Losgesprochene, klopfte an die Thür, ging hinein und sprach:

Guten Tag, Gott ehre das Reich, Gott ehre das Gelag! Er segne den Herrn Vater, Frau Mutter, Bruder und Jungfer Schwester und alle frommen Bäckergefallen, wie sie versammelt sind, es sei gleich, hier oder anderswo.

Hierauf spricht der Altgesell: Was ist Dein Begehre? und Jener entgegnet: Ich habe Lust, die Bruderschaft zu bitten. Altgesell: Es kann Dir vergönnt sein, gebrauche Deine Worte, aber laß Nichts aus und setze Nichts zu, bei Strafe. Fährt der Andere fort: Mit Günst vor der ganzen hochlöblichen Bruderschaft, ich wollte Sie gebeten haben, mich in Ihrer hochlöblichen Bruderschaft auf- und anzunehmen; ich will helfen, heben, legen, zahlen, zechen, was die höchste Noth erfordert, und mich führen, wie es einem frommen Bäckergefallen gebührt und wohl ansteht, es sei gleich, hier oder anderswo. — Altgesell: Wenn Du diesem Deinem Versprechen wirst nachkommen und mit helfen, heben, legen, zahlen, zechen, was die höchste Noth erfordert, so kannst Du in unserer Bruderschaft wohl auf- und angenommen werden; zahle daher — Ehr! — Sgr. und sage Deinen ehrlichen Namen. — Nun zahlt der neue Geselle die Gebühren, nimmt einen Stuhl und setzt sich mit den Worten: Mit Günst vor der hochlöblichen Bruderschaft,

daß ich mich niederseze. — War bei dem Sprechen irgend ein Verstoß vorgekommen, so trat sogleich ein Ankläger auf: Mit Günst, daß ich mag aufstehen. Altgesell: Günst genug! Gesell: Mit Günst, Ihr Brüder, Sie wollen mir vergönnen, ein, zwei, drei Worte zu sprechen, darin ich nicht mag fehlen, noch gebrechen. Altgesell: Rede fein laut mit Bescheidenheit, daß ein jeder frommer Bruder verstehen kann, was Dein Vorbringen sei, so kann es Dir schon vergönnt sein. Hierauf folgte nun die Anklage, daß der fromme Bruder (z. B. Magdeburger) Dieses oder Jenes zu sprechen verfehlt habe, und wurde sie begründet befunden, auch zugleich die Verhängung der bestimmten Geldstrafe. Danach ging der Willkommen, ein mit vielen Schaustücken reich verzierter Pokal, im Kreise herum, und da hierbei Viele ihre Worte nicht recht zu gebrauchen wußten, die alten Gesellen aber scharf aufpaßten und die irgendwie Fehlenden anklagten, so gab es eine reiche Ernte von Strafgebern und das Gelag wurde in beliebiger Weise verlängert. Der Erste, an den der Pokal gelangte, erhob sich nämlich mit den Worten: Mit Günst, daß ich mag aufstehen! Dann zieht er den Handschuh von der rechten Hand aus und legt ihn mit diesen Worten auf den Tisch: Mit Günst, daß ich mag mein Gut auf frommer Brüder Tisch legen; nimmt den Deckel von dem Willkommen und legt ihn mit dem Spruch: Mit Günst, daß ich mag frommer Brüder Gut nehmen von ihrem Gut und legen auf mein Gut, auf den Handschuh hin, dann erfaßt er den Willkommen: Mit Günst, daß ich mag diesen ehrbaren Willkommen aufheben und zu mir nehmen. Hieraus wollen wir trinken die Gesundheit unseres Herrn Obermeisters und Beisizers. Hieraus wollen wir trinken die Gesundheit unseres Herrn Vaters, Frau Mutter, Bruder und Jungfer Schwester. Hieraus wollen wir trinken die Gesundheit der ganzen hochlöblichen Bruderschaft, auch die Gesundheit meiner und Deiner mit eingeschlossen. Helpe Dir Gott, fügt er zu seinem Nachbar rechts gewendet hinzu; dieser steht, sowie Jener den Willkommen aufnimmt, mit gleichen Worten wie der Erste auf und entgegnet nun: Gott gesegne Dir's, Bruder! Und nun trinkt der Erste, setzt dann den Willkommen mit den Worten: Mit Günst, daß ich mag diesen ehrbaren Willkommen niederlegen — wieder auf den Tisch, hebt dann den Deckel vom Handschuh wieder ab: Mit Günst, daß ich mag frommer Brüder Gut nehmen von meinem Gut und setzen auf ihr Gut; endlich hebt er auch den Handschuh auf: Mit Günst, daß ich mag mein Gut von frommer Brüder Tisch nehmen, und setzt den Willkommen vor den Nachbar hin: Mit Günst, daß ich mag diesen ehrbaren Willkommen aufheben und von mir geben. Hat er sich dann mit dem Spruch: Mit Günst, daß ich mich mag niederlegen, auf seinen Platz gesetzt, so beginnt ganz Dasselbe bei dem Folgenden von Neuem.

Darf man sich wundern, wenn solche Gelage, die dem Geiste gar Nichts boten, aber der Unlust zur Arbeit wie der Schwelgerei gleich sehr behagten, oft zur Ungebühr sich ausdehnten?

Darum heißt es auch in der schon erwähnten Bestätigung der Gewerksartikel der Huf- und Waffenschmiede in Berlin vom Jahre 1542: „Es wurde auch durch obberürte Gildemeister und Mitterleuthe des obgemelten handwerks an uns gar beschwerlichen geklagt, wie das die Schmiedeknechte in der Wanderzeit etliche Tonnen Bier, das sie die ganze Woche genug zu trinken haben, auslegen und bey solchem Bier sitzen und trinken sollen, dadurch dann die Meister an ihrer Arbeit am höchsten verseumett werden; welches ihnen zu mercklichen Schaden gereicht, das uns als dem Landesfürsten zuzusehen beschwerlich: und wollen, das solch Unordnung in beiden unsern Städten mit Bier auflegen der Knechte hinfürders abgethan werde; und soll nunmehr, beymeidung unser Straff und ungnade, von den Schmiedeknechten in der Wanderzeit nicht mehr als eine Tonne Bier aufgelegt werden, und wann die aufgetrunken, so soll jeder von denselben Knechten in seines Meisters Haus gehen und der Arbeit warten, und soll darüber von den Schmiedeknechten niemandts gezwungen werden, das Jahr über zu Bier zu gehen.“

Solche Mißbräuche führten überhaupt zu mannigfachen Verordnungen über das Verhalten der Gesellen, die um so eher solches Jügels bedurften, als sie oft in großen, vollreichen Städten schon durch ihre Zahl imponirten. — Der Geselle sollte sich gegen Jedermann, gegen seinen Meister, wie namentlich auch gegen seines Gleichen ehrbar, friedlich und bescheiden zeigen und des Meisters Nutzen fördern, auch seinen Schaden verhüten, und nur nach zunftmäßiger Kündigung durfte er die Arbeit wieder verlassen. Strafbestimmungen traten dem Feiern am blauen Montage entgegen, ebenso dem Aufstehen und Austreten der Gesellen, noch schärfer aber und bis zur Todesstrafe gesteigert richteten sie sich gegen Aufruhr, gegen das Schelten und Austreiben gewisser Meister oder gar ganzer Zünfte und Städte, und doch ist Letzteres gleichwohl bis in die neueste Zeit hinein in bedenklicher Gestalt hervorgetreten; denn noch vor Kurzem erregte das Verhalten der Maurergesellen in Norddeutschland gegen mehrere Städte, namentlich gegen Bremen, große Sorge und nöthigte zu obrigkeitlichen strengen Maßnahmen. Gleich nothwendige, aber nach Ort und Zeit sehr verschiedene Bestimmungen betrafen die Dauer der täglichen Arbeitszeit, das Verhalten auf der Wanderschaft, den Lohn, die Krankenpflege u. s. w. (Fortf. f.)

Nur Unterhaltung und Literatur.

*Tabo der Heide.

(Fortsetzung.)

Die Unterhaltung auf Pläßenohl kam häufig auf die stürmischen Zeiten, die der Gegend wieder drohten. Karl siegte zwar bisher; allein nur gerade das Land, wo er mit seinem Heere stand, gehorchte ihm; vor und hinter ihm standen die Krieger aus der Erde auf, und alle seine Feldzüge verloren gleich hinterher die Folgen. Er nahm zwar blutige Rache an den Sachsen und Westfalen, wenn sie wieder abfielen; allein ebenso bluteten die Franken, wenn sie in die Hände erbitterter Feinde kamen.

Die Fehde zeigte kein Ende; denn nur vollständige Erschöpfung beider Theile schien diese herbeiführen zu können, und

diese Zeit war bei den gegenseitigen Hilfsmitteln sobald nicht zu erwarten. Dem Westfalen war in seinen Schluchten und Bergen nicht gut zu folgen; die Ufer der Flüsse verbanden noch keine Brücken, und außer dem Königswege gab es keine Straßen.

Man fürchtete zwar Karl und seine Schaaren, weil deren Tapferkeit, seine gewählten Anführer, seine Erfahrung im Kriege, und vor allem Andern die Einheit in allen Anordnungen ihm immer ein Uebergewicht gaben, was jedem Feinde gefährlich und unheilbringend war. Dagegen aber war die Verpflegung des Heeres schwierig; jeder Westfale und jeder Anführer derselben führte, wenn die Fehde wieder ausbrach, den Krieg auf eigene Hand, und so konnten die Franken wohl die Krieger vernichten, aber nicht die Gegend untersuchen.

Wittekind, der Deutschen Herzog, war ein zu gewandter Gegner, als daß er sich leicht für überwunden erklärt hätte. War der Krieg ungünstig, dann wußte er die benachbarten Fürsten durch die Furcht vor der wachsenden Macht Karls wieder zu neuen Anstrengungen zu bestimmen, und durch Bündnisse gestärkt, neue Schaaren auf den Kampfplatz zu bringen. Den Herrschern der grenzenden Marken war es nur zu einleuchtend, daß nach der Unterjochung der Westfalen die großen Pläne des kühnen Karls sich auch auf sie ausdehnen und sie als Opfer derselben fallen würden, weshalb sie alle Kräfte anstrebten, Jenen zu helfen und deren Fall zu verhindern.

Sowohl Feinde als Freunde wünschten daher das Ende dieser verheerenden Fehde, und von beiden Seiten waren Schritte der Annäherung geschehen, allein ohne Erfolg. Wittekind wollte wohl ein ehrenvolles Bündniß eingehen, nicht aber den König der Franken für seinen Herrn erkennen. Nun versuchte der Letztere die vorzüglichsten Häuptlinge von ihrem Herzoge zu entfremden, versprach ihnen Ehrenstellen und Reichthümer; aber nur bei wenigen fand er Eingang, und diese traf die allgemeine Verachtung. Treu blieben die Sachsen und Westfalen ihrem gegebenen Handschlage, ihre Anhänglichkeit an den gewählten Führer endete nur mit dem Tode.

Die Franken mit ihrem Unterschiede in den Klassen der Gesellschaft, mit der Abhängigkeit des einen von dem andern mit ihrer Ruhmsucht waren ihnen verhaßt. Sie kannten im Frieden keinen persönlichen Gewalthaber, denn der Hof war ein abstrakter Begriff, die Hofsörigkeit ein gesellschaftlicher Verband, und bloß der Gesamtwille in der Versammlung oder im Gerichte bestimmte ihre Handlungen, nicht der Wille eines Einzelnen.

Guntram bat sich eine Unterredung mit der Gattin des Tabo aus, und stellte ihr dann mit geschwägiger Ruhmredigkeit vor, daß er einen wichtigen Auftrag von Karl habe, der ihn eines besondern Vertrauens würdige. Sie bat ihn um Mittheilung, und nun entdeckte er ihr, daß sein Herr, der König, überzeuge, wie viel ihr Gatte im Heere und in der Versammlung gelte, ihn sich näher zu verbinden wünsche. Zu dem Ende dürfe er nur selber die Bedingungen machen; er könne im Voraus deren Gewährung zusichern.

Adelshilde dankte ihm, sagte ihm, daß sie nichts thun, nichts versprechen könne, weil sie nicht wisse, wo Tabo sei; daß sie indeß gern darauf eingehen werde, wenn sie von der Festigkeit desselben nur einigen Erfolg hoffen dürfe. Sie wolle sich bemühen, seinen Aufenthalt zu erfahren und ihm dann Nachricht geben.

G
daß der
binden,
Bater
stützen
Wü
wesen
gegen
nicht
zu finde
seit lan
Beante
habhaft
persönl
befreite
zu entg
Pläßen
den gro
Ma
mar un
von vo
es eher
als ihn
das Gl
Glanz,
ihm Ka
Ehrgeiz
ternehm
würde
wohl.
Da
flüchtig
sonnen
müthlic
ernder
könnte.
seines
jeden
W
bindet
Diesen
hält d
sein,
er Kar
D
hierin
Karls
zu er
weil
M
Gunt
die M
zu w
sich v
Kennt
wähle
dern

Guntram warf zärtliche Blicke auf Wülshilde, und hoffte, daß der Wunsch, sich den Angehörigen des Westfalen zu verbinden, ihn auch bei ihr etwas hoffen lasse, und die Liebe zum Vater seine Persönlichkeit, die nicht zu verachten sei, unterstützen werde.

Wülshilde war freundlicher gegen ihn, als sie bisher gewesen war, hatte auch allen Bewohnern des Hofes Höflichkeit gegen den Franken empfohlen. War der Sieg den Westfalen nicht hold, dann glaubten sie, in demselben einen Fürsprecher zu finden und das Leben ihres Vaters zu sichern. Dieser war seit langer Zeit das Ziel der Aufmerksamkeit der fränkischen Beamten gewesen; man hatte alle Mittel angewendet, seiner habhaft zu werden. Der Treue seiner Umgebung und seiner persönlichen Tapferkeit, die ihn aus einigen Schlingen glücklich befreite, war es zwar bisher gelungen, der drohenden Gefahr zu entgehen; allein er fand es gerathen, sich nicht weiter auf Pfaffenohl aufzuhalten, sondern in verborgenen Schlupfwinkeln den großen Schlag vorzubereiten.

Als Guntram sich entfernte, hielten die Frauen mit Werdomar und Wolfram Rath über seinen Vorschlag. Wolfram war von vorne herein der Meinung, daß Tabo unbeugsam sei, und es eher gelingen werde, den Bach zum Felsen herauf zu führen, als ihn für Karl zu gewinnen. Er findet in unserer Verfassung das Glück seiner Nachbarn, sagte er, und kennt keinen höhern Glanz, als der Erste unter freien Leuten zu sein. Was kann ihm Karl geben? Er sieht in ihm nur den Mann, der dem Ehrgeize fröhnt, der die Menschen zur Ausführung seiner Unternehmungen benützt und sie nicht achtet. An seinem Hofe würde er sich nicht finden, nur an seinem Heerde findet er sich wohl.

Dann sind ihm auch die Franken persönlich verhaßt. Ihre flüchtige Lebhaftigkeit, ihre Eitelkeit ist gegen die ruhige Besonnenheit der Westfalen; ihr Hang zur Pracht gegen die Gemüthlichkeit der Letzteren zu abstoßend, als daß je ein dauernder Bund bestehen, als daß er für heilsam geachtet werden könnte. Dann sieht er auch in jedem Franken den Räuber seines verlorenen Sohnes und das Gefühl der Rache belebt jeden seiner Schritte.

Wären aber auch alle diese Bewegungsgründe nicht, so bindet ihn sein Wort an Wittekind, den tapferen Herzog. Diesem hat er Hülfe gelobt im Leben wie im Tode, und dies hält der Westfale bis zum letzten Hauche. Vergeblich wird es sein, ihn zum Treubruche zu bestimmen, mit Wittekind wird er Karl treu sein, mit ihm wird er ihn bekriegen.

Die neue Lehre spricht ihn auch zu wenig an, als daß hierin ein Bestimmungsgrund für ihn liegen könnte, die Sache Karls zu fördern. Der Versuch, den Aufenthalt meines Herrn zu erspähen, dürfte vergeblich sein und ihm Gefahr bringen, weil nur zu leicht die Schritte verrathen werden könnten.

Adelshilde glaubte dagegen, daß man auf den Vorschlag Guntrams eingehen könne. Dürfe man zwar aus den Gründen, die Wolfram vorgetragen, geringen Erfolg hoffen, so wisse man zu wenig, welche Hülfsmittel Wittekind habe, und man mache sich verantwortlich, wenn man nicht wenigstens Tabo davon in Kenntniß setze, damit er sein Benehmen darnach bestimme und wähle. Nicht an Tabo solle man die Sendung richten, sondern den Herzog davon in Kenntniß setzen. Sie wolle zu dem

Ende Guntrams Antrag in Runenschrift dem Letztern mittheilen und ihm anheimstellen, ob er im Allgemeinen den Frieden wünsche.

Sie als Frau habe ganz andere Rücksichten, als die Männer. Ihr sei das Leben des Mannes, die häusliche Ruhe und die Erhaltung ihrer Kinder viel zu werth, als daß sie nicht jeden Weg einschlagen sollte.

Wolfram konnte diese Gründe nicht mißbilligen, hielt es aber bedenklich, Wittekind von dem Antrage zu benachrichtigen, weil er Mißtrauen gegen Tabo fassen könne.

„Nein,“ sagte Werdomar, „der Herzog ist zu edel, als daß er seinen Freund zum Verrath für fähig hielte.“

So wurde denn nun beschlossen, Tabo aufsuchen zu lassen; aber wem konnte man die Sendung auftragen? Werdomar war zu alt, um eine solche Reise unternehmen zu können, und Wolfram, der dazu geeignet war, durfte nicht vom Hofe. Tabo hatte ihm die Aussicht empfohlen und sich das Wort geben lassen, unter keinen Umständen und unter keiner Bedingung seine Familie zu verlassen. Adelshilde fürchte es, daß er ihr unentbehrlich sei, wenn der Sturm heranwoge. Sie wollte ihn nicht lassen, und nun fehlte es an einem Boten, der mit der nöthigen Klugheit auch geprüft genug war, Vertrauen zu verdienen.

Es ging daher hier, wie bei manchen anderen Versammlungen, man faßte einen Schluß, wußte ihn aber nicht auszuführen, weshalb die Kammer sich dahin einigte, zur Ordnung des Tages überzugehen, von der kommenden Nacht Rath zu erwarten und den Gegenstand morgen in nähere Erwägung zu ziehen, die Verhandlung aber vorläufig zu schließen.

Warnofried, der ängstlich Wülshilde beobachtete, zog neuen Grund zum Kummer aus den freundlichen Blicken, die dem Franken zuweilen gesendet wurden. Die Zudringlichkeit desselben und seine Wortfülle, die jede höfliche Begegnung als ein unzweideutiges Zeichen der Neigung laut verkündete, machte ihn noch mehr irre, und schwermüthig ging er umher. Wolframs Versicherungen waren ihm ein schwaches Rohr im Meere des Zweifels.

Um die Leidenschaft, die ihn bewegte, zu betäuben, suchte er den Wald, die stürmische Jagd, und nur dann, wenn der wilde Eber nach hartem Kampfe unterlag, wenn die Anstrengung seine Kraft bis zur Erschöpfung in Anspruch genommen hatte, fühlte er einige Ruhe. Der sanfte Warnofried konnte mit Freunden das Blut des erlegten Thieres dahinströmen sehen, und die friedliche Beschäftigung des Landbaues widerte ihn an.

Auch Hyacinth schien ihm gefährlich. Der Jüngling in seiner Blüthe und schön, sprach sehr gut, und wenn nun seine Erzählung das Leben des Erlösers betraf, das Einzige, womit er vertraut war, und die Jungfrau das lebende Wort, was seinen Lippen entströmte, mit Herzlichkeit empfing, dann glaubte er zittern zu müssen.

In dem bevorstehenden Kampfe kam seine Pflicht in ein nicht zu entwirrendes Gedränge. Als Mann des Hofes Pfaffenohl mußte er dem Aufrufe des Heerbannes folgen und sich, wenn die Feuerzeichen loderten, auf dem Plage einsinden, der die Kriegsgenossen versammelte; als Christ verbot ihm sein Gewissen, das Blut seiner Glaubensbrüder zu vergießen. Von der einen Seite fürchtete er den Kampf, von der andern wünschte er ihn als Mittel zur Beruhigung. Er konnte zu keinem Entschlusse gelangen und beschloß am Ende, die Frage Wülshilde

legen und deren Entscheidung zu erbitten. Dann, meinte er, werde sich zeigen, ob er sich ihres Wohlwollens zu erfreuen habe.

Wüßthilde wurde ebenfalls von einer ewigen Unruhe gepeinigt. Sie liebte den edlen Westfalen, der in der Fülle körperlicher Kraft, mit Viedersinn gepaart, auftrat und ein großes Ansehen im Gau hatte. Ihre jungfräuliche Scham verbot ihr ein freundliches Entgegenkommen, und so war sie äußerlich kälter gegen Barnosfried, als ihr Herz es ihr eingab. Klugheit und die innige Liebe zu ihrem Vater machte sie freundlicher gegen Guntram, als sie es unter anderen Verhältnissen gewesen wäre. Dabei die Furcht des bevorstehenden Kampfes, die ihr Herz beengte, und leicht läßt sich enträthseln, daß ihr Benehmen ihrem Gefühle nicht entsprach.

Erlaubte doch die Sitte, dachte sie, sich offen zu erklären; wären doch die Schranken, welche die jungfräuliche Scham zieht, nicht so enge! Wer hilft mir aus diesem Irrethum?

Sie nahm sich vor, in den Busen der liebenden Mutter ihr Herz auszuschütten und dort Rath und Beruhigung zu suchen. (Fortf. f.)

Fräulein von Saint-Saureur.

(Fortsetzung.)

XI.

Seit diesem merkwürdigen Abende erschien Frau von Bantour nicht wieder auf dem Schlosse und das Schloß befand sich ganz wohl dabei. In den wenigen Tagen, die zwischen jenem Abende und der Entwicklung dieser Erzählung lagen, hatten sich zwischen Arthur und dem Marquis so angenehme und zarte Beziehungen gebildet, wie dies bis dahin noch nie der Fall gewesen war. Nicht mehr durch die Baronin, gegen welche Arthur unwillkürlich tiefen Groll und großes Mißtrauen gehegt hatte, gestört, wurde der junge Mann freundlicher, zutraulicher, umgänglicher als jemals; auf der andern Seite hatte sich der Marquis seinem Gaste gegenüber mindestens anscheinend viel herzlicher und liebevoller als sonst, ja fast zärtlich benommen. Beide hatten, um sich gegenseitig zu gefallen, ihre Ansichten und Sprache geändert. Des Abends am Kamin, wo Beide allein saßen, plauderten sie, tauschten ihre Meinungen und Ansichten gegen einander aus; allein sie stritten und zankten sich nicht mehr. Im Allgemeinen hatten ihre Unterhaltungen seit dem Rückzuge der Baronin einen minder politischen, aber mehr herzlichen, vertraulichen Charakter angenommen. Der Marquis verbreitete sich über die Freuden der Häuslichkeit, über das eheliche Glück, und nicht selten ließ er sich Worte entschlüpfen, welche Arthur tief erschütterten und sein Herz mit einem noch nie empfundenen Glücksgefühl erfüllten. Eines Abends bat sogar Herr von Saint-Saureur seine Tochter, die sich, wie gewöhnlich, in ihr Zimmer zurückziehen wollte, im Gesellschaftssaal zu bleiben. So wie nur einmal das Peinliche des ersten Augenblicks überstanden war, verwandelte sich dieser Abend in einen der bezauberndsten, die Arthur im Schlosse erlebt hatte; die Stunden flogen wie Augenblicke dahin. Der Marquis benahm sich geistreich, lebenswürdig, ja sogar vielleicht ein wenig unbesonnen; Arthur war traurig, aber glücklich; Angelika träumerisch, schweigsam, aber doch heiter. Am andern Morgen begegneten sich die beiden jungen Leute im Park, und der Zauber,

unruhiger zwar, als er vorhin gewesen war und verhüllter, aber um so hinreißender, entzückender, begann auf's Neue.

Allein eine Hauptschwierigkeit für den Marquis bestand darin, daß er nicht wußte, auf welchem Umwege er Angelika zu dem für ihn erwünschten Ziele geleiten sollte. Um keinen Preis wollte er sie mit der demüthigenden Lage bekannt machen, in der er und sie nun schon seit länger als sechs Monaten Arthur gegenüber sich befunden hatten. Er kannte den edlen Stolz dieses herrlichen Geschöpfes zu genau, er wußte allzuwohl, mit welcher großer, erhabener Seele er zu thun habe. Gleichwohl sollte dieses eben so edle als einfache und unschuldige Herz zum Mitschuldigen seiner Selbstsucht und seines Verrathes gemacht werden.

Eines Tages saß Herr von Saint-Saureur, in Grübeleien versunken, in seinem Sorgenstuhle, da fühlte er, wie zwei Arme ihn liebevoll umfingen, und indem er die Augen in die Höhe richtete, erblickte er einer Lilie gleich über sein Haupt geneigt Angelika's reizendes Gesichtchen und ihr himmlisches Lächeln. Ueberwältigt von Zärtlichkeit, zog er sie stürmisch an sein Herz und hielt sie lange so umarmt, ihre blonden Locken mit Küffen und Liebkosungen bedeckend. Als Angelika sich endlich ihm entwand, sah sie in den Augen ihres Vaters, der sonst nie weinte, zwei große Thränen.

„Mein Vater!“ rief sie, tief von diesem Anblick ergriffen und beide Hände des Vaters erfassend, „Sie haben Kummer und verbergen ihn vor Ihrer Tochter? Ich weiß das, ich bin fest überzeugt: nicht erst seit heute mache ich diese Entdeckung. Vertrauen Sie mir, lieber Vater! was Sie drückt und beunruhigt; in welcher andern Herz, als das Ihrer Tochter könnten Sie wohl Ihren Kummer ausschütten? Bin ich nicht Ihre vielgeliebte Tochter! Als wir noch arm in Deutschland wohnten, durfte ich nur lächeln und Sie waren getröstet! Lieber Vater! sprechen Sie! entdecken Sie sich mir! Es geht in unserer Nähe etwas Befremdendes, Unerklärliches vor, das fühle ich. Wohin ist jene lebenswürdige Heiterkeit entflohen, die sonst die Freude meines Herzens war? Sie sind traurig, Frau von Bantour scheint unruhig; ich selbst fühle mich bewegt und leidend, ohne Zweifel weil ich ahne, daß Sie leiden. Aber weshalb leiden Sie? Nur dann, wenn mein Leben nicht vermögen sollte, diesen Kummer zu entfernen, nur dann theilen Sie mir ihn nicht mit.“

Als er sah, daß das unschuldige Lamm sich, so zu sagen, selbst auf dem Altar zum Opfer darbot, konnte sich der Marquis nicht länger halten. Bei diesen so wahrhaften, eindringlichen Worten, bei dieser eben so zärtlichen, als reizenden Stimme strömten Thränen aus den Augen des alten Kindes und außer sich warf sich der Marquis an Angelika's Busen.

„O mein Gott! mein Gott! was geht denn hier vor? Gäbe es denn ein Unglück, das uns erreichen könnte, welches größer wäre, als meine Liebe?“ rief diese und umklammerte ihren Vater, indem auch sie von Thränen fast erstickt wurde.

Obgleich der Marquis wahrhaft gerührt war, so schien ihm doch die Gelegenheit, die sich ihm hier darbot, allzu günstig, als daß er ein so vorthellhaft begonnenes Geseht nicht hätte weiter verfolgen sollen. Einen Augenblick stand er im Begriff, Alles zu gestehen; allein die Scham hielt ihn zurück, vielleicht auch die Furcht, Angelika's Stolz zu kränken, der nach seiner Meinung sich gewiß empört gefühlt haben würde, hätte sie von

der Rolle Kenntniß erhalten, die ihr bei der Entwicklung dieser Begebenheit zugebracht war. Er strengte sich daher noch einmal an, gegen die Wahrheit anzukämpfen, anstatt ihr muthig in das Auge zu schauen, nicht etwa zunächst deshalb, weil diese Handlungsweise seinem Charakter am meisten zugesagt hätte, o nein! allein, er fühlte sich unsicher und den Boden unter sich wanken. Frau von Bantour hatte ihn auf einen traurigen Abweg geleitet, aus welchem er sich nur durch List und Gewandtheit wiederum zurechtfinden zu können vermeinte. Hat man einmal die gebahnte Straße verlassen, so kann man sie nicht wieder gewinnen, ohne querselbein zu gehen oder einen Umweg zu machen. Nachdem er die Thränen seiner Tochter getrocknet, auch sich selbst von der heftigen Bewegung, die ihn ergriffen, einigermaßen erholt hatte, begann er damit, die Szene mit einigen Abänderungen zu wiederholen, die er vor der Baronin aufgeführt hatte, denn er hatte es, wie nicht zu verkennen war, hier nicht mit einer so fruchtbaren und reichen Einbildungskraft zu thun, als dies bei Frau von Bantour der Fall war, und Dank dem Unterrichte, welchen er seit einiger Zeit genossen, hatte er sich bereits manche hübsche Wendung angeeignet. Er klagte daher über die Unfreundlichkeit und Härte der Zeit; er seufzte über das Schicksal der Aristokratie, die er in seiner Person vorstellte, und verglich diese in einem eben so neuen als eigenthümlichen Bilde mit einem Schiffe, das ohne Unterlaß von den Wogen der Revolution gepeitscht werde. Angelika's Unwissenheit benutzend, der Alles, was auf Staat und Politik Bezug hatte, gänzlich fremd geblieben war, malte er mit den finsternsten Farben, die er auffinden konnte, die Unsicherheit der Gegenwart, das Drohende der Zukunft. Er benutzte den ganzen Reichtum des damals gangbaren Wörterbuches; er ließ alle jene Gespenster und Trugbilder aufmarschiren und Parade machen, mit denen die ultraroyalistischen Zeitschriften täglich haufenweise ihre Abonnenten erschreckten. Der Boden, auf welchem sie standen, war, wie er meinte, untergraben; der Himmel voller Sturmwolken; der Drache der Revolution erhob neuerdings seine sieben Köpfe; das Geschrei: Krieg den Schöllern, konnte jeden Augenblick gehört werden; der Pöbel und die Bürger, mit zwei gierigen Hyänen verglichen, lauerten nur auf ein Zeichen, um sich auf den wehrlosen Adel zu stürzen, dessen Blut zu trinken und dessen Habe zu plündern. Man war nicht ganz sicher, ob Robespierre wirklich todt sei, und das Gerücht lief um, jener korrische Popanz sei von seiner wüsten Insel entflohen. Endlich brachte er bunt durch einander Alles das vor, was nach seiner Ansicht eine jugendliche Einbildungskraft in Schrecken setzen konnte. Nachdem er Alles, was er wußte, gesagt hatte, fragte Angelika mit einem ruhigen, heitern Lächeln:

„Weiter ist es Nichts, lieber Vater? Wenn der Boden unter unseren Füßen wankt, wenn der Himmel sich umwölkt und wenn Frankreich, wie Sie behaupten, unseren Untergang will, was sollen wir dann anders thun, als weiter wandern, zurückkehren nach unserem lieben Deutschland? Wohlan, mein Vater! lassen Sie uns dort wieder leben wie vorhin, arm, unbemerkt, aber friedlich. Wenn man den Schöllern Krieg ankündigt, so wird man doch wohl die Hütten in Ruhe lassen. Was bedürfen wir mehr? Das Glück lebt von Wenigem; der Reichtum ist es nicht werth, daß man ihn beklagt.“

Mit Vorschlägen, wie die hier ausgesprochenen, war der alte

Edelmann keineswegs einverstanden; glücklicherweise kannte er aber noch einen Weg, der sicher zu diesem edlen Herzen führte.

„Mein Kind!“ entgegnete er kopfschüttelnd, „das sind zwar ganz vortreffliche Empfindungen, und vor dreißig Jahren wurde ich von ähnlichen geleitet. Ich war einer der Ersten, die das Zeichen zur Auswanderung gaben; ich verließ Vaterland, Schloß, sah mein Vermögen, die Besigungen meiner Ahnen mit dem Rücken an, gab Alles, Alles hin und es kostete mich gleichwohl keine Ueberwindung, dem Königthum, das sich in Gefahr befand, diesen Beweis von Treue und Ergebenheit zu liefern. Allein ich war damals jung und kräftig; jetzt, liebe Angelika, bin ich alt und schwach. Der Körper wird zum Verräther an dem Herzen, das Blut unterstützt nicht mehr den Muth, die Klinge hat ihre Scheide abgenutzt. Ich bin Nichts als ein armer Greis, der von der Gicht aufgerieben und von Schmerzen und Hinfälligkeiten aller Art förmlich durchlöchert wird. Aus Furcht, Dich zu betrüben, habe ich Dir bis hierher sorgfältig verborgen, welche Leiden und Uebel ich zu tragen habe. Allein, meine liebe Tochter, jetzt kann ich nicht weiter, ich bin am Ziele. Man hält mich für frisch und kräftig, glaubt, ich befände mich ganz vortrefflich, und wer mich so ansieht, glaubt sicherlich, ich würde noch ein halbes Jahrhundert leben. Aber der Schein trügt! von Tage zu Tage komme ich mehr herunter, werde ich schwächer und hinfälliger! Betrachte meine elenden Beine, oder vielmehr die Spindeln, welche mich tragen,“ fügte er hinzu und zeigte mit kläglichster Miene auf eine volle, runde Wade. „Ich habe Brustschmerzen! Kurz, täuschen wir uns nicht, ich gleiche einem abgestorbenen Baume, den man bald in das Feuer werfen wird.“

„O mein Vater! mein lieber Vater! wie mögen Sie nur so sprechen!“ rief Angelika und warf sich, in Thränen zerfließend, abermals in die Arme des neuen Komödianten.

„Ach, mein Kind!“ fügte der Marquis niedergeschlagen hinzu, „obwohl ich von der Vorsehung ausreichend mit moralischer Kraft ausgestattet bin, so ist es doch für mich in meinem Alter allzuhart, noch einmal den Weg der Verbannung und des Elends einzuschlagen, und um so härter, als ich hier auf Erden keine andere Hoffnung und keinen andern Ehrgeiz besitze, als ruhig meine Asche mit der meiner Ahnen vermischen zu können.“

„Sie werden nicht sterben, mein Vater!“ sagte Angelika und drückte ihn zärtlich an ihr Herz, „Gott, zu dem ich täglich für Ihr Wohl bete, ist gut und gerecht und muß Sie also für meine Liebe erhalten; er wird mein Leben dahin nehmen, um das Ihrige zu verlängern. Und die sonstige Gefahr, welche uns droht, wäre sie denn wirklich so nahe und dringend, als Sie glauben? Sie beunruhigen sich wahrscheinlich ohne alle Noth! Deshalb sollte uns das Volk hassen? Ihre Bauern lieben Sie, weil Sie so gütig gegen sie sind. Wenn ich auf den Rainen entlang gehe, so unterbrechen die Landleute ihre Arbeit, um mich freundlich zu grüßen; schon von Weitem springen die Kinder, sowie sie mich erblicken, mir fröhlich entgegen, und mehr als einmal haben die Mütter meine Hand ergriffen, um sie sanft zu küssen. Ein solches Volk kann uns unmöglich hassen! Sie sprechen von einem unterminirten Boden, von unheimlichen Gerüchten, von trüben Aussichten. Blicken Sie um sich; der Boden grünt und blühet, der Himmel ist blau, der Horizont heiter. Ich vernehme kein anderes Geräusch, als den Schlag der Fin-

ken und den Gesang der Hirten und Schäfer; ich sehe keine andere Revolution im Anzuge, als die, welche der Frühling gegen den Winter unternimmt."

"Liebenswürdiges, unschuldiges Kind!" rief der Marquis mit Nührung und küßte dabei seine Tochter herzlich auf die Stirn, "das auf dieser von Nichtswürdigen gefüllten Erde Nichts erblickt, als das Bild der Natur, die Harmonie der Schöpfung! Liebe Angelika," fuhr er nach einem kurzen Stillschweigen fort, "vor dreißig Jahren war es ebenso, wie heute. Damals waren die Kluren ebenfalls mit Blumen und herrlichem Grün geschmückt, die Hirten sangen auf den Abhängen der Hügel, die Finken schlugen unter den jungen Blättern und Deine Mutter, Deine schöne, edle Mutter war, wie Du jetzt, der schützende Engel der ganzen Gegend. Und dennoch mußten wir fliehen! Traue meiner Erfahrung. Die Zukunft ist trübe, gefährvoll, drohend! Fast stets bei heiterem, klarem Himmel entladet sich die Wuth der Menschen und der Blicke der Empörungen! Aber wenn wir auch annehmen, die Gefahr sei noch weit entfernt, ich könnte ruhig unter dem Dache meiner Väter sterben; könnte ich wohl in Frieden dahinfahren, wenn ich Dich allein, ohne Schutz, ohne Rückhalt dem Sturm, der jeden Augenblick losbrechen kann, preisgegeben, zurücklassen müßte? Wenn ich die Augen schließe, was soll dann aus Dir werden, meine theure Tochter? Wird Herr von Vantour Dich in einer solchen Zeit des Schreckens und Grauens zu schützen vermögen? Unglückliche Kinder! Ihr tragt Beide Namen, welche das Ungewitter heranziehen! Wenn Ihr Euch mit einander verbindet, so verdoppelt Ihr nur das Unglück, das Euch verfolgt! Ich habe neulich sehr ausführlich über diesen Gegenstand mit der Baronin gesprochen und wir vereinigten uns zu der Frage: ob es wohl der Klugheit angemessen sei, noch jetzt dem früher gehegten Heirathsprojekte Folge zu geben."

Als Angelika diese Worte vernahm, fing sie an heftig zu zittern und warf einen Blick auf den Vater, so furchtsam, wie ein geschrecktes Wild um sich blickt.

"Auch konnte ich unschwer entnehmen," fügte Saint-Sauveur hinzu, "daß die Baronin mir gern mein Wort zurückgeben würde, wenn ich sie von dem ihrigen entbinden wollte. "Marquis!" sagte sie mir mit jenem Scharfblick und jener Fassung, die ihr so ganz eigenthümlich ist, "diese beiden Kinder mit einander verbinden, hieße eben so viel, als wollte man zwei dem Untergange nahe Schiffe verpflichten, das eine solle das andere retten; sie würden dann beide sicher verloren sein, während jedes einzelne, wenn es nur für sich allein zu sorgen gehabt hätte, noch die Möglichkeit vor sich gehabt haben würde, den Hafen erreichen zu können." So sprach Richards Mutter; ich muß hinzufügen: der berühmte Dupin, dieser alte Freund unserer Familie, der Dir, ohne Dich zu kennen, die lebhafteste Theilnahme widmet, hat die nämliche Ansicht. "Marquis!" sagte mir eines Tages dieser ausgezeichnete Rechtsgelehrte, ja, ohne Zweifel der ausgezeichnetste, den wir besitzen, "wollten Sie Ihre Fräulein Tochter mit dem Baron von Vantour vermählen, so hieße das eben so viel, als sie während eines Gewitters auf freiem Felde unter eine Eiche setzen. Muthwillig würde man dann den Blitz auf ihr Haupt herablocken."

(Fortf. f.)

Siegener Sängerefest.

Nachdem wir den ersten und mächtigen Eindruck, den das begeisterte Fest auf uns Alle gemacht, allmählig bewältigt haben, sind wir im Stande, freier über die Bedeutsamkeit jener Tage zu urtheilen. Aber noch jetzt, wie im festlichen Enthusiasmus selbst, drängt sich in Allen das Gefühl auf, daß ein herrlicheres, für Siegen wichtigeres Fest nie in unseren Mauern gefeiert worden ist.

Unserer Gegend haben von jeher die Volksfeste gefehlt. Sie scheiterten an dem Ernste und der Häuslichkeit unserer Vorfahren, denen unter rauherem Himmel ein ruhiges, fleißiges Familienleben im Hause mehr zusagte, als die öffentlichen Vergnügungen und Festlichkeiten der vom Klima begünstigten Süddeutschen. Jener Mangel aber hat eine Folge gehabt, welche jeder echte Bürger Siegens mit innerem Mißvergnügen betrachtete, eine Folge, welche unserer Stadt zu großem Nachtheil gereichen konnte, wenn ihr nicht zeitig entgegengearbeitet wurde. Diese Folge ist die Absonderung, die Aufhebung der Einigkeit unter den Ständen, und daraus hervorgehend das Abschließungssystem, die Aristokratie der Vornehmen, und andererseits das Mißtrauen der niederen Klassen gegen die höheren. Es war nun unsere Aufgabe, die immer weiter klaffende Spalte zusammen zu ziehen, damit nicht endlich

ein vollständiger, thatsächlicher Bruch erfolge. Die Versöhnung mußte eingeleitet werden, und da es die Vornehmen waren, die sich früher abgeschlossen hatten, so mußten diese jetzt wiederum zuerst die Hand bieten.

Die Hand ist geboten. Das schönste Band ist erwählt zur Vereinigung der Bürger, das magische Band, welches der Gesang um alle seine Geweihten schlingt. Dank den edlen Männern, welche den neuen Bund gestiftet, welche erkannten, daß die Harmonie der Töne die Harmonie der Gesinnungen erzeuge! Dank ihnen, welche unser Sängerefest veranstalteten!

Bedeutend war der Riß, der nun ausgefüllt ist; wir fühlen es und sind dessen froh. Doch haben wir nur den Anfang versucht, — freilich den schwersten Theil —, keineswegs ist unsere Aufgabe ganz gelöst. Auch dies war Allen klar, die am feste Theil nahmen; der oftmals ausgesprochene Wunsch einer baldigen Wiederholung bezeugt dies, und sollen wir denselben deutlich aussprechen, so müssen wir wünschen, daß ohne Ausnahme jeder Bürger, er möge singen oder nicht, sich dem Bunde anschließe, damit die möglichst allgemeine Theilnahme erzielt werde. Nur wenn Alles sich vereint, kann wahrhaft Volksstimmliches geleistet werden. Kopf an Kopf geschaart, und in jedem Einzelnen der begeisterte Gedanke der Einigkeit, — so sind wir mächtig, wie das wogende Meer, so ist schon geschehen, was wir wollen.

Leider aber ist jene Spalte zwischen den Ständen nicht das einzige Hinderniß, welches wir umzustößen haben. Ein anderes ist noch zu bekämpfen, weniger durch Worte, als durch die That und das Beispiel. Es ist die Ansicht, welche in der vorigen Nummer des Intellig. Blatt. angetaucht ist. Dieselbe hat in unserer Stadt noch immer einigen Anhang, obgleich sie von der Mehrzahl schon längst als veraltete Topfidee in die Kammern geschoben ist.

Wer die humanen Bestrebungen der Gegenwart kennt, wer es weiß, daß schon anno 1789 jegliches Privilegium der höheren Stände, überhaupt jede Phylisterhaftigkeit lächerlich wurde, der muß in der That glauben, von einem bösen Geiste in die finsternen Zeiten des Jozph-regimentes zurückgestoßen zu werden, wenn er auf Seite 317 des Int. Bl. liest:

"Würden diese Feste nur von Reichen gefeiert, so würden sie das Gute mit sich führen, daß deren Geld den übrigen Geschäftsleuten Verdienst verschaffe."

Also, mein lieber Herr Phylister, nur die Reichen sollen der Freude solcher Feste theilhaftig werden, dem Aermern, der redlich arbeitet, der auch für Sie arbeitet (denn wahrseinslich sind Sie einer dieser Reichen), wollten Sie nur den Schweiß seines Angesichtes, nicht aber die unschuldige, billige Freude des Gesanges gönnen? Hui über Ihren Egoismus, oder vielmehr über Ihre Verblendung. Denn wie können Sie selbst froh zu sein vermeinen, wenn Sie es allein sein wollen, wenn Sie sich mit dem unglücklichen Bewußtsein tragen, daß Ihrem Nachbar Ort und Zeit zur Freude abgeschnitten sind, bloß weil er nicht reich ist und sich mit seiner Hände Arbeit ernähren muß. Das sei ferne, daß Sie ein Mensch sind, wie der, welcher bei einem neueren Dichter sagt:

"Die Leute sagen, Hunger sei der beste Koch,

Ich stimme mit ein, nur der eigne Hunger nicht!

Am besten schmeckt's mir, wenn ich Einen hungern weiß

Dicht neben mir, und etwas Gutes freß ich selbst."

Solcher Gesinnung gebührt Verachtung.

Ihre Rede, welche ganz die Einseitigkeit der catonischen hat, und der nur noch ein „Ceterum censeo, omne gaudium esse delendum“ fehlt, scheint indeß nicht ganz aus über Meinung hervorgegangen zu sein. Hätten Sie nur bedacht, daß es kein armer Mann gewesen sein kann, der eine goldene Uhr verkauft hat*), und hätten Sie nur nicht den allerdings tadelnswerthen Aufwand an Kleidern u. s. mit einem Volksfeste zusammengeworfen, welches sich nicht allein durch große Einfachheit auszeichnet**) und künftig noch einfacher eingerichtet werden kann, sondern auch, wie oben gezeigt ist, den wohlthätigsten Einfluß auf unsere bürgerlichen Verhältnisse ausüben wird und auf diese Weise die geringen Opfer, welche es fordert, mit reichem Gewinne zurückbringt.

Befinnen Sie sich endlich, wenn Sie ein Herz haben, welches noch für andere Dinge, als für „materielle Interessen“ schlägt, daß die Freuden des Gesanges die edelsten sind, an denen eine große Versammlung Theil nehmen kann; befinnen Sie sich, daß der Gesang den Menschen vereint,

"Es raßt von jeder eiteln Bürde,
Wenn des Gesanges Ruf erschallt,
Der Mensch sich auf zur Geisteswürde
Und tritt in heilige Gewalt."

Wehren Sie daher unseren frohen Gesangsfesten nie mehr und wünschen Sie mit uns Allen die baldige Wiederkehr der schönen Tage des 12., 13. und 14. September.

Das erste Siegener Sängerefest noch einmal.

Einige von der angenehmen Rückerinnerung an drei in ungehörter Freude durchlebte Tage hervorgerufene Worte haben in der vorigen Nummer dieses Blattes einen Platz gefunden. Ein Kunstkenner, der den Autor jener harmlosen Zeilen den gewiß nicht in Anspruch genommenen Titel eines Festbeschreibers beilegt, findet sich zur Ehre der Wahrheit zu einer Berichtigung derselben in No. 38 des Intelligenzblattes veranlaßt. Wenn ich das nach des Kunstkenners Meinung

*) Es ist nur ein Fall der Art vorgekommen.

**) Dahin rechnen wir auch die musterhafte Ordnung, welche überall herrschte, während bei anderen festlichen Gelegenheiten bald ein wüßtes, wirres Treiben die gemüthliche Heiterkeit verdrängt.

zu Verich
Kampf ei
gleich mi
klärung
einzugebe
verheben
theilung
richtiger
anzutaste

Mit
henbach
auschlie
und sie
hen The
wie ich
kann: se
herborju
Theil de
kennt. I
umfände
Zustand
strenges
Nebenun
wenn da
lungen k
der Nun
dieses g
des Ziel
Sa
Sichent
in dem
Solopa
die von
danfbar
dieser U
wenigste
als die
Gegner
tenden
Dunkel
der Mu
gung d
sei, füb
an.
Solopa
von B
leberne
zu Alle
nicht e
würde;
die Gü
Herren
daß sic
Jeder

J
Gäften
Gesagt
Jeder
Theil
keine f
richtig
entgegen
D
haben
stüdes
war d
Derrn
darüber
Dank
seitigen
größer
wird i
befang
bestrel
mußte
zweite
fen, o

J
Gäften
Gesagt
Jeder
Theil
keine f
richtig
entgegen
D
haben
stüdes
war d
Derrn
darüber
Dank
seitigen
größer
wird i
befang
bestrel
mußte
zweite
fen, o

J
Gäften
Gesagt
Jeder
Theil
keine f
richtig
entgegen
D
haben
stüdes
war d
Derrn
darüber
Dank
seitigen
größer
wird i
befang
bestrel
mußte
zweite
fen, o

J
Gäften
Gesagt
Jeder
Theil
keine f
richtig
entgegen
D
haben
stüdes
war d
Derrn
darüber
Dank
seitigen
größer
wird i
befang
bestrel
mußte
zweite
fen, o

zu Berichtende wage zu verteidigen, so treibt mich dazu nicht die Verwegenheit, mich über Kunstleistungen mit einem Kunstkritiker in den Kampf einzulassen, am wenigsten mit einem solchen, der seinem Gegner gleich mit der Anrede: „Unkundiger“ entgegentritt und sich hernach Aufklärung und Begründung ausbittet; auf eine öffentliche Schulprüfung einzugehen habe ich keine Lust; Veranlassung dazu ist vielmehr Mißverstehe der Leistungen einflussreichen Neben Umständen Seitens des Berichters. Des Kunstkritikers kunstrichterliches Urtheil wage ich nicht anzutasten.

Mit Freuden lese ich, daß Herr Kunstkritiker den Sängern von Pilsenbach seinen ganzen Beifall zollt. Wenn dies für die von ihnen ausschließlich besetzte Solopartie die ihnen gebührende Anerkennung ist, und sie außerdem an dem Erfolg der meisten anderen Gesänge zu gleichen Theilen mit den übrigen Vereinen participiren; wenn man ferner, wie ich glaube, Niemanden mehr als seinen ganzen Beifall spenden kann: so scheint mir aus den eigenen Worten des Herrn Berichters hervorzugehen, daß auch er den Herren von Pilsenbach einen großen Theil des von der Gesamtheit der Sänger geernteten Ruhmes zuerkennt. Ueber sein Urtheil mit Berücksichtigung der begleitenden Neben umstände wage ich nicht abzusprechen, sage nur, daß der Laie nach dem Totalindruck einer musikalischen Leistung urtheilt, glaube auch, daß zu strenges Vertheilen des Erfolges auf die Leistungen und die begleitenden Neben umstände den Genuß stören muß und hin froh, ein Laie zu sein, wenn das Eindringen in die Kunst zu dergleichen spitzfindigen Betrachtungen hinführt. Der Totalindruck hat das in den anhängigen Worten der Nummer 24 dieses Blattes enthaltene Urtheil veranlaßt und hat dieses glücklicher Weise ein mit dem des Kunstkritikers übereinstimmendes Ziel erreicht.

Daß Herr Berichtiger die Veranlassung zu dem den Sängern von Pilsenbach zuertheilten Lob größtentheils in den begleitenden Umständen: in dem Zusammenpassen ihrer inneren Organisation mit den gewählten Solopartien und in der gefälligen Begleitung gefunden: so erkennt er die von den Verleburger Gästen vorgetragenen Partien für zu undankbar, als daß sie eine Auszeichnung zuließen. Ich sollte denken, dieser Umstand sei für den Kunstkritiker, der nicht einseitig urtheilt, am wenigsten erheblich, und wundere mich seine Anführung um so mehr, als dieselbe im Widerspruch zu stehen scheint mit dem, was Herr Gegner von Berücksichtigung der den Gesang der Pilsenbacher begleitenden Neben umstände gesagt hat. Doch will ich hierüber gern im Dunkel bleiben, indem die Lösung des Widerspruchs vielleicht von einem der Musik Unkundigen nicht eingesehen werden kann. Zur Rechtfertigung des Auspruchs, daß auch einiger Ruhm nach Verleburg gegangen sei, führe ich nur ein vom Herrn Gegner vielleicht übersehenes Faktum an. Herr Krippendorff, welcher in sämtlichen Proben sich zu zwei Solopartien vorbereitet hatte, erkrankte am 12. d.; Herr Königsberg von Verleburg hatte die Güte, am Vorabend des Konzerts sich zur Uebernahme seiner Partien bereit finden zu lassen und führte dieselben zu Aller Zufriedenheit aus. Ich will hiermit nicht behaupten, daß sich nicht ein anderer Ersatzmann für Herrn Krippendorff gefunden haben würde; doch war es Herr Königsberg, welcher die Lücke auszufüllen die Güte hatte; ihm gebührt dafür auch der Ruhm. Was die übrigen Herren von Verleburg geleistet haben, wage ich nicht zu bestimmen; daß sie aber einem Bedürfnis im Orchester abgeholfen haben, wird Jeder zugeben, der die Proben vor ihrer Mitwirkung besucht hat. In der Behauptung, ein großer Theil des Ruhmes komme den Gästen von Pilsenbach und Verleburg zu, glaube ich, kann nach dem Gesagten keine Beeinträchtigung der übrigen Vereine gefunden werden. Jeder derselben mag einen eben so großen, ja noch einen größeren Theil des gespendeten Beifalls in Anspruch nehmen, ich als Laie wage keine strenge Grenze zu ziehen, glaube aber der kunstkritikerischen Berichtigung die angeführten Momente zur Aufrechterhaltung des Gesagten entgegen stellen zu dürfen.

Obgleich mir noch einige Fragen sehr nahe liegen, z. B. wie haben Sie, Herr Kunstkritiker, sich gleich bei Aufführung des Gesanges über die Leistungen der Pilsenbacher ausgesprochen? welches war die Idee des Festes, wenn das Inanspruchnehmen der Güte der Herren Verleburger ein Verkennen derselben war? so will ich mir doch darüber keine Aufklärung erbitten, sondern sage meinen verbindlichen Dank für die ertheilten Belehrungen, verzichte auch in unserm beiderseitigen Interesse auf dergleichen öffentliche Schulstunden; denn je größere Unkenntnis der Schüler darin an den Tag legt, desto mehr wird er streben, seinem Lehrer einen Haubbeutel anzuhängen. Der unbefangene Dritte ist es allein, der dazu laßt. Bestens werde ich mich bestreben, auch ohne Ihren Unterricht mir das nöthige Urtheil über musikalische Leistungen anzueignen, um vereinst, wenn der Zeitgeist ein zweites Siegener Sängerfest erbeischt, mir ein Urtheil erlauben zu dürfen, ohne Gefahr zu laufen, dergleichen Berichtigungen entgegenzugehen.

Buntes.

Der Nachzüg, welcher jetzt auf der französischen Nordbahn eingerichtet worden, ist, so viel wir wissen, das erste Beispiel auf dem Kontinente, und bringt eine bedeutende Umgestaltung aller unserer Postverbindungen hervor, welche nur zum Vortheil des Verkehrs gereichen kann. Namentlich sind dadurch die Schwierigkeiten, welche Belgien so lange Zeit einer rascheren Weiterbeförderung der Pariser Depeschen entgegengekehrt hatte, vollständig gehoben, indem die letzteren, welche bisher oft erst Abends sehr spät in Aachen eintrafen, so daß ihre unmittelbare

Weiterbeförderung unmöglich war, jetzt schon in den Nachmittagsstunden dort ankommen. Die königliche Post hat mit lobenswerther Schnelligkeit auch alsbald in Aachen einen Staffettendienst eingerichtet, um die Pariser Korrespondenzen sogleich weiter nach Deutschland befördern zu können.

Der Eingangs Zoll auf ausländisches Getreide, Hülsenfrüchte, Mehl und alle Mühlenfabrikate ist von den süddeutschen Staaten Württemberg, Baden, Darmstadt und Frankfurt bis zum 1. April kommenden Jahres gänzlich aufgehoben worden. Zugleich sind in mehreren Staaten die bestehenden Maßregeln gegen den Kornwucher aufs Strengste eingeschärft. In vielen Städten werden zinsfreie Kapitale beigebracht zum Ankaufen von Korn, Mehl und Kartoffeln, um für den kommenden Winter dem Kornwucher am sichersten entgegenzuwirken und der ärmeren Klasse von Mitbürgern ihren Lebensunterhalt so billig wie möglich verschaffen zu können. Der Senat der freien Stadt Frankfurt hat Agenten nach England beordert, um dort amerikanisches Mehl einzukaufen. Aus England selbst aber hört man, daß von dort 240 Schiffe ins schwarze und mittelländische Meer, nach Portugal, den Vereinigten Staaten und selbst nach Patagonien abgeschickt worden, um daselbst Mais zu holen, den sie nach Irland bringen sollen, wo die Kartoffelernte gänzlich verloren ist.

Zu Paris wird, wie dort die Rede geht, eine Moschee eingerichtet werden, um den jungen Aegyptern und Türken, die nach Frankreich kommen, ihre Erziehung zu vollenden, Gelegenheit zur Uebung ihres Kultus zu geben.

Am 12. September, Abends zwischen 5 und 6 Uhr, in dem Augenblicke, wo die Spaziergänger aus den Tuilleries zurückkehrten, um zu Mittag zu speisen, fiel ein wahrer Regen von Bankbills von 1000 und 500 Franks auf dem Vendômeplatz. Ein Windstoss hatte, wie man sagte, diesen Schatz aus dem Bureau eines der reichsten Hotels auf diesem großen Platz entführt und so den öffentlichen Platz damit besät. Alle diese Bills wurden, die meisten durch das Publikum, aufgesammelt und auf der Stelle dem rechtmäßigen Eigenthümer zurückgegeben. Nach stattgehabter Zahlung fanden sich 123,500 Frs. wieder vor. Der Pack dieser Bankbills hatte aus 125,000 Frs. bestanden, und es fehlten noch zwei Bills, eines von 1000, das andere von 500 Frs. Diese waren durch den Wind auf die Dächer der Häuser geführt worden, wo sie durch zwei ehrliche Kaminfeger aufgefunden und wiedergesunden wurden.

Mineral-Reichthum von Südastralien. Vor einigen Jahren wurde eine Uebersicht des mineralischen Reichthums von Südastralien und namentlich der Gegend um Adelaide bekannt gemacht, welche so überspannte Hoffnungen erregen mußte, daß sie unglaublich erschien. Den neuesten Nachrichten zufolge bestätigt sich aber die Sache vollkommen, denn, um nur ein Beispiel anzuführen, so hat sich in der Mitte des Flaxman-Thales auf Grund und Boden des Hrn. George Fife Angus eine merkwürdige Verbindung von Erzen und kostbaren Steinen gefunden. Reiche Kupferadern und Bleigänge durchschneiden das Thal, während in einer umfangreichen Hornsteinformation edle Opale, Carneole, Agat und Jasps in Masse sich vorfinden. Auch Asbest findet sich in jenem Distrikte in großer Menge vor und weißer Marmor von besonderer Reinheit, auch vorzügliche Quadersteine. Indessen beschränkt sich der Mineralreichthum dieses Landes nicht bloß auf einen einzelnen Distrikt. Man findet dort Eisenerze aller Art und in solcher Menge, daß man dieselbe fast unbegrenzt nennen möchte. Nach Dem, was Augenzeugen davon berichten, kann man mit vollem Rechte behaupten, daß zukünftige Eisenwerke, von dem Gesamtumfang, wie sie jetzt in England betrieben werden und dort ihr rohes Material finden, in Adelaide errichtet werden könnten, daß die dortigen Eisenhüttenmänner allein aus den Rasen- und Wiesenerzen, welche überall zu Tage schießen, Millionen von Tonnen Eisen erblasen könnten, und daß der dortige Reichthum an Erzen hinreichen möchte, Englands ganzen Bedarf an Rohmaterial, noch nebenbei, für lange Jahre zu befriedigen.

Die Frauen auf den Sandwichinseln lassen sich die Namen der verstorbenen lieben Männer auf die Zungenspitze tätowiren, um nach Frauenart das Theuerste stets im Munde zu führen.

Bekanntmachungen und Anzeigen.

Auflage 6000.

Die Neue illustrierte Zeitschrift

(Stuttgart bei C. Dittmar),

welche seit Januar 1845 erscheint, wird beim Herannahen des Winters dem leselustigen Publikum, namentlich aber allen

Journal-Leserkreisen, Museen und Leih-Bibliotheken

zur Anschaffung empfohlen. Die wichtigsten Ereignisse des Tages, Schildereien aus der Fremde und Heimath, Charakteristiken interessanter Personen der Gegenwart wechseln mit Original-Erzählungen, humoristischen Schilderungen, Anekdoten und Rebus ab. Alle Artikel sind von gelungenen Bildern, die anerkannt zu den schönsten Leistungen deutscher Xylographie gehören, begleitet. Jedes Vierteljahr erscheint ein Preis-Rebus, auf dessen Lösung werthvolle Prämien gesetzt sind. Wöchentlich erscheint eine Nummer in klein Folio, 8—12 Seiten mit 8—10 Holzschnitten, und kann man dieselbe wöchentlich oder in monatlichen Heften von 4—5 Folio-Blättern zu 7 Sgr., 24 fr. rhein.; in Quartalheften zu 20 Sgr., 1 fl. 12 fr. rhein. beziehen. Um die Anschaffung des Ganzen zu erleichtern, wird neueintretenden Abonnenten der erste Band mit einem

Rabatt von 25 Prozent

nachgeliefert. Derselbe enthält an 300 schöne Holzschnitte und u. a. eine ausgezeichnete Original-Novelle unseres gefeierten Spindlers.

Zu recht zahlreichen Aufträgen empfiehlt sich Ferd. Schulz in Siegen und die Friedrich'sche Buchhandlung in Wiesbaden. (207)

In der Creutz'schen Buchhandlung in Magdeburg ist erschienen, vorrätig bei F. Schulz in Siegen und in der Friedrich'schen Buchhandlung in Wiesbaden:

Uhlich's Predigten, 1846 gehalten.

1 Heft 1/2 Nthlr.,

unter Verbindlichkeit für den Jahrgang von 4 Heften gleichen Preises.

Der Verfasser ist anerkannt als beredsamer Verkündiger des reinen auf Schrift und Vernunft beruhenden Christenlehre und bedarf wohl diese Sammlung keiner besonderer Empfehlung. (208)

Bei Friedr. Schulz in Zürich ist erschienen und durch alle Buchhandlungen (in Siegen durch die Buchhandlung von F. Schulz, in Wiesbaden durch die Friedrich'sche Buchhandlung) zu beziehen:

Erinnerungen

aus

Rußland und dem Orient,

aufgezeichnet durch

Daniel Wegelin aus St. Gallen

während seiner Reisen im Norden, in der Türkei, Palästina, Aegypten und Griechenland.

Herausgegeben von

H. Leemann.

Mit achtzehn Ansichten und zwei Plänen.

Zwei Bände. 8. Broschirt. fl. 3. 54 fr. oder

Nthlr. 2. 15 Sgr. (209)

Pariser Zahnkitt,

vortreffliches Mittel zur Erhaltung schadhafter und hohler Zähne. Auf die leichteste Weise kann man damit jeden hohlen Zahn schmerzlos ausfüllen und denselben gleich gesunden Zähnen auf lange Jahre erhalten.

Das Etui 1 Nthlr.

Vorrätig in der Exp. d. Bl. (210)

In der Friedrich'schen Verlagsbuchhandlung in Siegen ist erschienen und in allen Buchhandlungen (bei F. Schulz in Siegen, in der Friedrich'schen Buchhandlung in Wiesbaden und in der Friedrich'schen Buchhandlung und Buchdruckerei in Lippstadt) vorrätig:

Das

Luther-Buch.

Ein Fiederkrantz,

dem deutschen Glaubenshelden gewunden

von

Ludwig Bender.

Mit einem Stahlstich und Titel in Golddruck.

Geheftet. 1 Nthlr. (211)

In der Ernst'schen Buchhandlung in Quedlinburg ist erschienen und in allen Buchhandlungen (in Siegen bei F. Schulz, in Wiesbaden in der Friedrich'schen Buchhandlung) zu haben:

Dr. Wiedemann. Sammlung, Erklärung und Nachschreibung von (6000) fremden Wörtern, welche in der Umgangssprache, in Zeitungen und Büchern vorkommen. (10. verbess. Auflage.) 12 1/2 Sgr. (212)

Eine Agentur

für Auswanderungen nach Nord- und Südamerika ist mir angetragen worden. Obgleich ich nicht beabsichtige, von der Offerte Gebrauch zu machen und jedem Bewerber um dieselbe gern nachstehen will, so bin ich doch bereit, Auswanderungslustigen unentgeltlich Auskunft über die Ueberfahrtsbedingungen zu ertheilen, so weit die mir gewordenen Mittheilungen reichen.

Siegen, den 21. September 1846.

(213) F. Schulz.

Regenschirm vertauscht.

Am 30. August ist in Dillenhütten ein grüner Regenschirm gegen einen schwarzen vertauscht worden; der jetzige Inhaber des ersteren wird ersucht, in der Expedition dieses Blattes den Umtausch bewerkstelligen zu wollen. (214)

Bekanntmachung.

Der hiesige Oktober-Kram- und Viehmarkt wird, um das Zusammentreffen mit dem Markt in Crombach zu vermeiden, in Zukunft auf Montag vor Lukas, dieses Jahr aber wegen des auf diesen Tag fallenden israelitischen Feiertags Freitag den 9. Oktober wie im v. J. auf dem Hasengarten abgehalten werden.

Siegen, den 8. Sept. 1846.

(215) Der Magistrat.

Bei J. E. Mäcken Sohn in Reutlingen ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben. Bei F. Schulz in Siegen und in der Friedrich'schen Buchhandlung in Wiesbaden:

Wurst, H. J., Ausführliche Anleitung zum Schreibunterricht, mit besonderer Rücksicht auf die dritte umgearbeitete Ausgabe des Elementarbüchleins — „das elterliche Haus“; — Dritte Auflage, mit Zusätzen versehen von B. Fohmann, Vorstand des Privat-Schullehrer-Seminars in Ravensburg. geh. 15 Sgr. = 48 fr.

— **Elementarbuch zu praktischen Denk- und Stylübungen für Volksschulen und Elementarklassen der Gymnasial- und Realschulen. Fünfte Auflage, umgearbeitet und vermehrt von B. Fohmann. 11 1/2 Sgr. = 36 fr. (216)**

Reißzeuge bester Qualität,

à Nthlr. 2. 20 Sgr., Nthlr. 4. 15 Sgr.

und Nthlr. 6. (217)

so eben eingetroffen in der Expedition d. Bl.

Course der Geldsorten

am 19. September.

	fl.	Sgr.
Carolin	6	10
Ausländische Pistolen	5	18 1/2
Friedrichsd'or	5	20
Holländische Zehnguldenstücke	5	20 1/2
Napoleonsd'or (Zwanzigfrankstück)	5	13 1/2
Französische Kronenthaler	1	16 3/4
Brabanter Kronenthaler	1	16
„ „ halbe	—	22 1/2
„ „ viertel	—	11 1/4
Fünf Frankenthaler	1	10